Nur eins von sechs Mädchen geht zur Schule

Seit zwei Jahren gilt in Basel das neue Bettelverbot. Ebenso lange fliesst schon Geld aus der Basler Steuerkasse nach Rumänien. Damit sollen die Lebensbedingungen der Roma-Menschen verbessert werden. Doch wie und wo wird das Geld eigentlich eingesetzt? Ein Augenschein vor Ort.

Die Teenagerinnen in Giurgiu schwanken zwischen Schulbildung und Tradition.

Silvana Schreier (Text und Bilder)

Schnitzel mit Pommes frites, dazu ein Süssgetränk. Zwischen zwei Bissen ein Selfie. Typisch Teenager. Dann ein kurzes Video, um der Online-Gefolgschaft zeigen zu können, dass gerade in einem hübschen Restaurant gegessen wird. Das Make-up sitzt, die Lippen sind sorgfältig mit einem Konturenstift nachgezogen, die Wimpern künstlich, die Pickel abgedeckt. Typisch Teenager. Schnipo, das ist das Lieblingsessen von Valea, Gabriela, Jelina, Luena, Sinca und Mirela*.

Die sechs Mädchen sind der Grund für den Besuch der bz. Die Gruppe sitzt an diesem Mittwochmittag im Bistro Nomad in Giurgiu. Valea, Gabriela, Jelina, Luena, Sinca und Mirela leben mit ihren Familien am Rande der rumänischen Kleinstadt. Wie es für Roma-Gemeinschaften üblich ist. Untereinander sprechen sie Romani, gespickt mit rumänischen Wörtern. Sie sind zwischen 12 und 23 Jahren alt. Und nur eines der sechs Mädchen geht zur Schule. Typisch Teenager?

Der Fakt überrascht bei Roma-Mädchen – und -Jungen – nicht. Seit Jahren versuchen Hilfsorganisationen wie E-Romnja, die Quote der Schulabbrecherinnen zu senken. Jetzt setzen sie grosse Hoffnungen in ein Projekt, das im Januar 2023 startete und bis 2026 finanziert ist.

Die Einzige in der Klasse mit dunkler Hautfarbe

An dieser Stelle kommt Basel ins Spiel: Der Stadtkanton hat mit Einführung des neuen Bettelverbots im September 2021 beschlossen, Projekte in Rumänien zugunsten der Roma-Bevölkerung finanziell zu unterstützen (siehe Textbox). Knapp eineinhalb Millionen Franken hat der Grosse Rat für den Zeitraum von 2022 bis 2026 gesprochen. Ein Ort, der von den Basler Geldern begünstigt wird, ist Giurgiu. Knapp 55 000 Einwohnerinnen und Einwohner zählt die Kleinstadt. Giurgiu liegt an der Donau, die Rumänien von Bulgarien trennt.

Gerade werden die Strassen aufgerissen und neu asphaltiert. Kirchen und Schulen sind in Baugerüste gehüllt. Die EU, zu der Rumänien seit 2007 gehört, hat Geld gesprochen für Infrastrukturverbesserungen. Die Bauarbeiten lassen den Verkehr stocken, die Autos stehen im Stau. Sie rollen langsam vorbei an Spielhallen und Wettbüros, an Industriegebäuden und Wohnhäusern mit bröckelnder Fassade, an Filialen deutscher Supermarktketten.

Sinca, 13, ist in der siebten Klasse – und würde eigentlich lieber den ganzen Tag zu Hause bleiben, auf ihr Smartphone schauen und sich von Videos und Musik berieseln lassen. Typisch Teenager. Jeden Tag steht sie tanzend vor ihrer Handykamera. Regelmässig lädt sie Clips von sich in die sozialen Netzwerke hoch. Zum Geburtstag erhielt sie von ihrer Familie ein Ringlicht, ein Muss für alle, die in den sozialen Medien noch mehr Likes für ihre Auftritte abstauben wollen. Typisch Teenager. Die Mutter und die ältere Schwester Alexandra sorgen täglich dafür, dass Sinca den Unterricht nicht verpasst. Sinca fühlt sich in ihrer Klasse nicht wohl, sie sei die einzige Roma mit dunkler Hautfarbe, das bekomme sie zu spüren.

Alexandra, 21, weiss, wie ihre Schwester sich fühlt. Mit 15 Jahren, sie war in der neunten Klasse, stellte ihr Vater sie vor die Wahl: heiraten oder weiter zur Schule gehen. Sie überlegte nicht lange. Lieber ist sie das einzige Roma-Mädchen in der Highschool, als verheiratet zu werden. Ein offenes Ohr und Rückhalt erhielt sie von der feministischen Hilfsorganisation E-Romnja, die sich damals wie heute für Roma-Mädchen und -Frauen in Giurgiu engagiert.

Anca Nica von E-Romnja kennt Alexandra, seit sie 14 Jahre alt ist: «Zuerst war sie Begünstigte unserer Arbeit, dann freiwillige Mitarbeiterin. Heute ist sie bei E-Romnja als Verbindungsfrau in der Roma-Gemeinschaft von Giurgiu angestellt.» Alexandra sagt, sie habe Glück gehabt, dass ihre Mutter sie ermutigt hatte, die Tradition zu ignorieren, jung heiraten zu müssen. Gebracht hat es ihr den Schulabschluss. Und Anerkennung vonseiten der anderen Roma-Frauen.

Alexandra ist ein Vorbild, ein Ausdruck einer jungen, beruflich erfolgreichen Frau aus der Roma-Bevölkerung. Regelmässig trifft sie sich mit den Mädchen ihrer Gemeinschaft, ist für sie die grosse Schwester, die Antreiberin, die beste Freundin. Das färbt ab: Sinca, die kleine Schwester, geht zwar ungern zur Schule. Gleichzeitig hat sie keine Zweifel: Sie will wie ihre grosse Schwester die Highschool absolvieren.

Mirela, 12, ist die jüngste der Gruppe. Die Schminke in ihrem kindlichen Gesicht verrät, wie sehr sie sich an den anderen orientiert. Geht es jedoch um das Thema Schule, teilt sie die Unlust der Freundinnen nicht. Eigentlich will sie lernen, lesen, rechnen, aber derzeit verbringt sie ihre Tage zu Hause. Auf die Frage nach dem Warum zuckt Mirela mit den Schultern. Probleme in der Familie, halt. Vergangenes Jahr zog ihre Familie nach Spanien, die Eltern erhofften sich bessere Berufschancen. Nach einigen Monaten war das Abenteuer vorbei, die Familie kam zurück nach Giurgiu. Doch seither gehen weder Mirela noch ihre ältere Schwester Luena, 14, zur Schule.

Weder Vater noch Mutter haben einen Schulabschluss

Wie viele Roma-Mädchen und -Jungen tatsächlich jährlich die Schule abbrechen, ist unklar. Diese Zahlen existieren nicht. Der Grund: Es ist nicht im Interesse der Schule, diese Statistik zu führen. Je mehr Schülerinnen und Schüler die Schule auf dem Papier vorweisen kann, desto höher sind die staatlichen Beiträge. Und auf diese Gelder sind die Institutionen dringend angewiesen. Dass also etliche Kinder dem Unterricht fernbleiben und die Schule tatenlos bleibt, ist keine Neuigkeit.

Alin Pirjolea ist Sozialarbeiter an der Primar- und Sekundarschule in Giurgiu. Sein Lohn wird für ein Jahr von der internationalen Hilfsorganisation Save the Children bezahlt. Was danach geschieht, wissen weder Pirjolea noch die Schule. Er sagt: «Armut ist der Hauptgrund für die Absenzen in der Schule.» Einige Kinder schämten sich, ohne angemessene Kleidung zur Schule zu gehen.

Andere hätten so wenig Essen zu Hause, dass sie nichts mitbringen könnten für die Schulpausen, was wiederum für Scham sorge. Viele Roma-Kinder kämen aus bildungsfernen Haushalten. Oftmals hätten weder Vater noch Mutter einen Schulabschluss. Hilfe bei Hausaufgaben ist damit fast unmöglich; die Motivation und Notwendigkeit, zur Schule zu gehen, wird nicht vermittelt.

Als Sozialarbeiter versorgt Pirjolea Familien in Not mit Möbeln, Kleidung und manchmal Lebensmitteln. Unterrichtsmaterial wie Stifte, ein Rucksack sowie Notizblöcke bekommen einige Schülerinnen und Schüler von der Schule. Auch finanzielle Mittel werden verteilt. Corina Ionita, Schulleiterin in Giurgiu, sagt: «Rund 90 Prozent meiner Schulkinder erhalten ein staatliches Stipendium.» Der Geldbetrag wird den Eltern jährlich ausbezahlt, solange ihre Kinder nicht mehr als zwanzig Stunden pro Schuljahr dem Unterricht fernbleiben. Was sie mit dem Geld anstellen, ist den Familien selbst überlassen.

Doch trotz der materiellen Anreize und staatlichen Massnahmen sind es oftmals Mädchen, die keinen Schulabschluss absolvieren. Armut und Tradition sind hier die häufigsten Gründe: In einer Familie wird die Arbeitskraft der Tochter im Haushalt benötigt, in einer anderen kümmern sich die älteren Schwestern um die jüngeren Kinder. Andere Mädchen werden im Oberstufenalter bereits verheiratet, meist gegen ihren Willen.

Ein Fall für jede fehlende Schülerin

Das Projekt, das mit Basler Geldern finanziert wird, setzt hier an. E-Romnja will mit einem multidisziplinären Team den Mädchen helfen. Das funktioniert so: Fehlt eine Schülerin aus der Roma-Gemeinschaft mehrere Tage hintereinander in der Schule, wird ein Fall eröffnet. Die zuständige Lehrperson meldet die Absenz dem multidisziplinären Team – bestehend aus der Schulleiterin, dem Sozialarbeiter, einer Betreuerin von E-Romnja, einem Vertreter der Kindesschutzbehörde sowie einer Vertreterin der lokalen Polizei.

Die Fachpersonen legen gemeinsam fest, welche Massnahmen getroffen werden. So kann der Sozialarbeiter etwa der betroffenen Familie einen Be-

> «Armut ist der Hauptgrund für die Absenzen in der Schule.»
>
> **Alin Pirjolea**
> Sozialarbeiter

Alin Pirjolea ist wesentlicher Pfeiler des Projekts.

such abstatten, die E-Romnja-Betreuerin kann bei der Verbindungsfrau in der Roma-Gemeinschaft nachfragen, ob sie mehr über den Verbleib des Mädchens weiss. Liegen Zeichen von Missbrauch, Zwangsheirat oder Gewalt vor, werden umgehend der Kindesschutz sowie die Polizei miteinbezogen.

E-Romnja-Direktorin Carmen Gheorghe sagt: «Dass alle Fachpersonen und Behörden zusammenarbeiten, ist in Rumänien und besonders, wenn es um Roma-Menschen geht, nicht selbstverständlich.» Darum soll in Giurgiu nun ein System etabliert werden, das hinschaut, wenn ein Mädchen der Schule fernbleibt. Eines, das auf unterschiedlichen Wegen eine Lösung sucht, um dem Mädchen den Schulabschluss zu ermöglichen. Und das, sollte sich das Vorgehen als erfolgreich erweisen, auf andere Schulen, Orte und Bezirke in Rumänien angewendet werden kann.

Die Schwestern Mirela und Luena sind unterdessen Teil des «Second Chance Program». Das rumänische Bildungsministerium lancierte das Programm vor über zwanzig Jahren, um Schulabbrecherinnen und Schulabbrechern einen zweiten Einstieg in die Schulbildung zu ermöglichen. Jährlich können so mehrere tausend Jugendliche trotz längerem Unterbruch in der Schulzeit doch noch ihren Abschluss machen. Mirela und Luena sollen im Herbst wieder in ihre Klassen integriert werden. Die Jüngere freut sich, die Ältere sagt, sie werde nicht zum Unterricht gehen, zu viel Zeit sei vergangen, sagt sie leise.

Den Salat lassen sie unberührt liegen

Für die anderen Mädchen, Jelina, Valea und Gabriela, kommt das Basler Projekt zu spät. Fragen nach ihrer Zukunft beantworten sie mit Schulterzucken, einem müden Lächeln. Typisch Teenager. Jelina würde eigentlich gerne als Kosmetikerin arbeiten; Make-up und Maniküre könne sie schon. Ohne Schulabschluss erhält sie jedoch keinen Ausbildungsplatz und ohne Diplom keine Festanstellung. Wie sie dieses Problem lösen wolle? Schulterzucken.

Die Mädchen haben ihre Schnipo-Teller leer gegessen. Den Salat auf dem Teller ignorieren sie. Typisch Teenager. Alexandra, Gabriela und Luena bestellen ein zweites Süssgetränk, es kommt nicht oft vor, dass sie zu Speis und Trank eingeladen werden. Gabriela und Jelina tragen vor dem Spiegel in der Restauranttoilette ihren Lippenstift neu auf. Auf dem Spaziergang durch den Park klickt die Handykamera, ein Selfie hier, ein Schnappschuss da. Typisch Teenager.

Gabriela hält inne. Sie kommt zurück auf die Frage nach der Lösung des abstrakten Problems namens Zukunft. Mit jugendlicher Gleichgültigkeit sagt sie: «Ich muss ja eh heiraten und bekomme dann Kinder. Da brauche ich keinen Schulabschluss.»

* Zum Schutz der Mädchen wurden ihre Namen geändert.

Weniger Bettelnde hier, dafür Hilfe in Osteuropa

Unterstützung Im September 2021 trat in Basel-Stadt das neue Bettelverbot in Kraft. Damit wird das Betteln, das in Basel vorwiegend von Roma-Menschen aus Osteuropa ausgeübt wird, stark eingeschränkt. Gleichzeitig stimmte der Grosse Rat für finanzielle Mittel, die in der Heimat der bettelnden Menschen eingesetzt werden sollen. Begünstigt werden zwei Projekte in Rumänien, die Koordination läuft über die rumänische Organisation Civil Society Development Foundation. Ein Aktionsplan fasst die Vorhaben auf wenigen Seiten Papier zusammen. Einerseits wird für 120 000 Franken pro Jahr von 2023 bis 2026 in Giurgiu sowie Valea Seaca ein multidisziplinäres Team aufgestellt, das die Anzahl Schulabbrecherinnen in den dortigen Schulen reduzieren soll. Andererseits finanziert Basel-Stadt mit ebenfalls 120 000 Franken pro Jahr im gleichen Zeitraum ein Projekt, das Roma-Studierende stärken und fördern soll. Rund 80 junge Menschen aus Roma-Gemeinschaften sollen Mentoring-Angebote nutzen können.

Gleichzeitig werden Lehrpersonen und Dozierende geschult. Durch die beiden Projekte werden 17 neue Arbeitsstellen geschaffen. Sabine Horvath, Leiterin der Abteilung Aussenbeziehung im Präsidialdepartement, schreibt: «Der Kanton Basel-Stadt möchte mit dem sozialen Engagement einen Beitrag für bessere Lebensbedingungen der Roma-Bevölkerung vor Ort leisten.» Eine direkte Verbindung zur Situation bezüglich der Bettlerinnen und Bettler in Basel gebe es nicht. Bislang sind zwar die Gelder aus der Basler Steuerkasse nach Rumänien geflossen, aber weder die Basler Regierung noch Vertretende des Kantons haben die Roma-Gemeinschaften vor Ort bisher besucht. Auch ist unklar, ob die Projekte nach Ablauf der vier Jahre weitergehen können und sollen. *(sil)*